

Well, mir hen jetzt e fullfietisch sin-
gen Cassettebe e ei tell jub, es is e
Dehntie. Mir sänge, daß es hund
jammert, wie mein Hosband, der Mi-
ster Philipp Sauerampfer als sage
duht. Sie wer'n riemembere, daß ich
von unfer Labdish Order kriegt hen,
en Singelheer zu kriegen und daß ich
die Antienchen gehabt hen, mit unfern
Schulter zu spreche, wo so atig muß-
tallisch is. Well, ich hen den Mann ge-
sehn un hen en Taagt mit ihn gehabt.
Puerscht hot er die Eide mit ihn ge-
schliche; er sagt, er deht zwiel Zeit
verlieere, wann er denke deht, was er in
die Zeit für Schads verlohre könnit,
dann müht er sage, selles Vereinsbif-
nes deht nit for ihn zable. Ich hen ihn
off Rohrs gedacht, mir dehte ja nit ed-
spredte, daß er das for nattings duht
deht, mir wäre perfektie willings for
zu bejale. Do hot er e anneres Ge-
sicht gemacht. Jchs, hot er gefagt,
wann das so war, dann deht die Sach
differant gude. Ich hen dann en Bar-
gain mit ihm gemacht, daß er for jede
Singelstund en Dabler un e halb un all
das Bier, was er drinke kann, hamone
sollt. Wann er denke deht, daß das
nit genua war, dann sollt ers nit
strecht eraus sage, mitaus sich zu sche-
nere, mehr deht er doch nit kriegen un
wann er sich uff de Stopp stelle deht.
Er war faktisheit un ich hen ihn for die
nächste Wiedung befestit. Alles war
soweit abtrect un die Schwelchtere
hen sich all getreit, daß ich alles so
schön erreicht gehabt hen. Wie die
Mietung tomme is, do ware alle Mem-
berlich present. Mir hen all unfer Bi-
nes schnell aufgewonne un hen dann
die Wiedung zugemacht. Die hienelich
Membersch hen dann fort gemüht un
mir hen uns for unfer erichte Sing-
stund rettig gemacht. Die Lehdies hen
edspedtet, daß unfer Treischer e feiner
Mann war, wo seine Männerch hat,
awider wie mein Schuller tomme is, so
ware e doch surpreit un ich muß sage,
ich sin auch surpreit gewese. Der
Schuller hot e Kutt gewore, wo mehbie
ferzig Noht gerid emol in Steil gewese
is. E West hot er angeboh, die war
e Seit, das Väter un arig sonnie.
Se war allwider mit Streifschwartz
so ebant drei Zinsch groß, gefornert.
E Paar Behnties hot er gewore, well,
die ware autefit. Wisse Se, jetzt duht
die Schentelmänner doch Behnties
wehre, wo so leit fitte, daß ich immer
erfrehd sin, se deht beim geringst Ruf
borfle. Ich muß sage, ich gleiche den
Steil selbst nit, awider es is doch emol
Steil un do is kein Zuch so lide. Es
is ganz die selwe Gesicht, wie jetzt
mit die Lehdies e Schöris. Bei
Schinto, die wer'n jetzt so leit gewore,
daß sich e diebende Lehdie schenue muß,
wann se an die Stritt geht un es duht
en harter Wind blose. Awider un
widder uff den Schuller sei Behnties
zuridatomme, die ware groß un
weit genua, daß mer noch e Behs-
bromm ene hält fiede gekönt un
wann die Hinnerfront nit groß genug
war, for en Puhitshelb zu tonnere,
dann sin ich willings, Sie zu freffe. E
Stochprip hot er uffgeboh, wisse Se,
so e dreiflohe wann, wo e kleine Fla-
millie drin hält wohne könne. Un e
Kehs hot er dohin gemacht, als wann
er defor zu biehme war, daß die Frösch
mitaus Schwoanz sin. Er hot en
schöne Bau gemacht, hot sei Stochprip
abgenomme un do hott er awider en
Behlhatt gehabt, das war nit mehr
schön. Die mehrtste von die Lehdies
hen gelochit, wie se das gefehn hen
un hen mich geordert, ihn zu sage,
wann er in die Cassettebe von Lehdies
sei wollt, dann sollt er sich nit mehr so
indiesent sehn losse, er sollt liever e
Bild uffsehe. Well, wie mer e wenig
immer unfer Surpreit enaus ware, do
hen ich gefagt: „Professer, hen ich ge-
fagt, ich deht, Sie besser stante gleich
mit die Singelstund.“ Sell hot ihn ge-
fucht un er sagt, er wollt ercht emol
ausfinne, was mir for Weses hätte,
dann könnit er ercht die Wieder seche,
wo mer stante sollte. Sehn Er, das is
doch tammene Sache. Jede von die Lehdies
hot ahtre Tichens gehabt, was se
hot finge gewollt. Ich hen mich off
Rohrs e ziemlich hartes Lied gnomme,
wo mer nit so leicht finge kann. Ich
hen gefunge „D, du himmelblauer
See“, awider mit Gefiehl. Den Trei-
cher am End, den hen ich von mich
gewore, als wann ich dabet war, mein
Gesicht uffzugerwe, un das is der
Weg wie so e Lied gefunge muß wer'n.
Wie ich doch mit war, do hen ich den
Professer gefragt, wie er's gealiche hot,
er hot gefagt, immer so e Leistung, do
deht mer am Bette gar nids fane. Ich
müht jetzt nor wisse, ob das e Kom-
pliment war, ich denke es war, bifahs
die Lehdies hen auch kein Wort gefagt,
awider das is blos, weil sie schellus
ware. Die nächste is die Schwelchtere
Wierenzwela gewese. Die hot off Rohrs
gar keine Eide von Kunscht. Se hot
gefunge: „O Tannebaum, o Tanne-
baum“, awider schon im zwiete Fersd
do is se stede geklirwe. Sie hot noch
emol stante gewollt, awider der Profes-
ser hot gefant, newider Weind, losse
Se ior sehn, ich hen auch so schon ge-
nua. Dann is die Missus Sentel ihre
Torn tomme. Die hot das alle Lieb:
„Was kommt dort von die Höb“ ge-
funne. Ich denke, se hot in all sinwe
un ferzig Fersd gefunge un wie se
dorch mit war, do hot se gefehnt. Un

so is es weiter gange, bis er von die
Weses von all die Membersch e Sämp-
pel gehabt hot. Es is puttinier Mitt-
neit gewese, wie mer gestappt hen. All
hen se die erschte Lesien arig aut ge-
schliche, awider eins kann ich Jhne sage,
das meint zwische Jhne un mich, daß
ich am beste gefunge hen un daß ich
auch die beste Weis hen. Sell hot mich
der Professer an de Weg heim gefagt.
Er hot awider auch gefagt, ich sollt die
annere nids von sage, die dehte sonst
schellus wer'n un das is was ich duht.
Mit beste Regards
Juhrs truhlie
Missus Philipp Sauerampfer,
geb. Hanstengel.

II.

von Feinleiner Wid. Von H. Schaller.

Biola war eine Tochter der Klein-
seite.
Man schaute ihr gern nach, wenn sie
sich mit reichem Schritt daran machte,
die Kleinigkeiten für den Haushalt
ihrer Eltern zusammenzubohlen.
Ihr Auge blickte munter und fröh-
lich in den Tag hinein; die langen
schwarzen Zöpfe glänzten wie Seiden-
zettel an den Schultern kerab und
reichten ihr bis zu den Hüften; im
Gesicht war sie schlant gemacht und
doch abgerundet, wie es sich für eine
schöne Tochter Eva's geziemt.
Sie war achtzehn Jahre alt und
schon manch ein Bursche hätte gern mit
ihr Freundschaft angeknüpft, wenn sie
sich nicht gar so unabhängig und
spröde gezeigt hätte.

Was hätte sie es aber nötig ge-
habt, sich mit jungen Männern außer-
halb ihres Hauses abzugeben? Das
kleine Häuschen barg außer ihren
Eltern sie und ihre Schwester und vier
Brüder, da war sicherlich genug Zeit-
vertrieb.
Zudem las sie viel und träumte sich
zuweilen ein ganzes kleines Königreich
für ihren eigensten Bedarf zurecht.
„Wenn Du so weiterfährst“, sagte
die Mutter, „tannst Du Dir nur gleich
einen Prinzen zurechtzähnen lassen.“
„Wenn Du mich los sein willst,
werde ich wohl müssen“, entgegnete
Biola lachend, „aber lieber bleibe ich
doch hier, es ist gar so schön bei Dir,
Mutter.“

Der Sommer kam und mit ihm kom-
men kleine Arbeiten im Garten. Das
Gras mußte geschritten, die Blumen
entlang dem Hause bewässert werden.
Die reizende Biola besorgte Beides.
Auf der Kleinfseite, laßt mir Euch
sagen, stehen nun auch einige geräu-
mige Häuser, und Menschen anderer
als des gewöhnlichen Schlags wohnen
hier. Sie sind allerdings wie zufällig
dahin gerathen.
Ein Heim mit solchen nicht gerade
gewöhnlichen Menschen befindet sich
neben dem kleinen Hause der Eltern
Biola's.

Und eines warmen Sommertages zog
ein blonder Jüngling aus dem Osten
hier ein, der als Verwandter einige
Tage seiner Ferien im Westen ver-
bringen wollte.
Er band mit der schönen Biola an,
schaute ihr zu, wie sie sich beschäftigte
und fand offenbar vom ersten Tage an
Gesellen an ihr. Das muntere an-
spruchslose Gebahren derselben machte
ihm wohl nicht zu oit in
seiner östlichen Umgebung begegnet
sein. Ungeirrt unterhielt
sie sich. Er sollte Ausflüge
und Bootfahrten auf dem Fluß und
See im Mondenschein. Es war ein
angenehmer, unschuldbiger Zeitvertreib
und Beide dachten wohl vorläufig nicht
weiter, als daß man sich gegenseitig
gut amüßte.
Die Eltern des Mädchens hatten
nichts dagegen einzuwenden, die Brü-
der sahen nichts davon und die Ver-
wandten des jungen Mannes schienen
sich erst recht nichts dabei zu denken.
An den feinsten Tagen aber
tuschelten sich die Neugierstamerinnen
bald genug zu, es läge eine abge-
tarrte Sache vor.

Wahr ist, daß der Jüngling des
Ostens über dem schönen feinsten
Kinde seine ganze fernere Klein-
gelesen hatte und so lange blieb, bis die
Trompetensignale zur Heimkehr ge-
blasen wurden.
Der Abschied war nicht schwer, denn
der junge Herr deutete an, daß er
wiedertommen werde.
Die ersten heißen Tage des folgenden
Jahre waren kaum in's Land gekom-
men, da kehrte er auch schon als einer
der ersten Sommergäste ein. Er schien
erfrisht, jugendlicher noch, als beim
ersten Besuch. Auch schien er auf's
Höchste erfreut, die Verhältnisse nach so
vorzufinden, wie er sie verlassen hatte.
Ueber Biola konnte er sich sicherlich
nicht beklagen. Ihr Körper hatte sich
mehr entwickelt, sie war rosiget, als
dortem, aber nicht minder mädchen-
haft und reizend.
Die Begrüßung war eine im höchsten
Grade einfache. Als er in's Haus
trat und nach Biola fragte, stand sie
am Aufgange und besorgte mit der
Mutter die Wäsche für die Familie.

Die Mutter kam auf das Wochen des
Besuches an die Thür. „Biola?“ hörte
man sie sagen, „is die täme gleich. Sie
sei beim Waschen.“
Wald trat das Mädchen jedoch ein
in die Stube, in welcher der junge
Mann sich niedergelassen hatte. Sie
war sauber, aber einfach wie Heber-
schung nicht. Das Jahr sei doch so
schnell vergangen! Er sei schon wieder
da!
„Schnell vergangen?“ sagte lachend
der flotte junge Herr aus dem Osten.
„Mir nicht! Mir wahrhaftig nicht!

Die Wochen hatten Schmedeneide
die Monate schienen es mit dem Ke-
gang zu halten.“
Er schaute ihr tief in die Augen,
während er ihre Hand in der seinen
hielt, so daß sie tief erröthete, weshalb,
wusste sie eigentlich nicht.
Die Ausflüge wurden wieder auf-
genommen. Die Mutter und die Schwe-
ster übernahmen zu solchen Zeiten die
Arbeit Biola's. Von den Fahrten zu
Nad, auf dem Ruderboot, mit dem
Kuhwurz verlief eine schönere als die
andere. Wie zwei Kinder erfreuten sie
sich daran und sie machten durchaus
kein Hehl aus dem Gesehenen und Er-
lebten. Es schien alles Gemeingut zu
sein. Je mehr darüber geredet wurde,
desto mehr schienen die beiden Haupt-
betheiligten sich daran zu erfreuen.
Und schließlich wußte man es gar
nicht mehr anders, als daß der ge-
wandte junge Herr nur Biola's wegen
sich hier aufhalte.
„Er meint's!“ sagten sich die Ju-
gendgespielen Biola's. „Wir wol-
len nur sehen, ob er ihr vor seinem
Weggang einen Ring an den Finger
steckt! Es wird gewiß ein Diamantring
sein! Die Biola hat mehr Glück
wie Verstand!“
Sie wußten nicht, was sie sagen
sollten, als man beobachtete, wie der
junge Herr aus dem großen Hause sei-
ner Verwandten, das neben dem klei-
nen Hause der Eltern Biola's stand,
abreiste und nach dem Osten beim-
kehrte, ohne den besprochenen Goldring
mit dem Diamanten abzuliefern zu
haben.

Ein Gärtner überbrachte ihr zwar
einen bunten Rosenkranz als Ab-
schiedsgeschenk in's Haus, an dem eine
starke Befestigung war, die den Namen
des Sommergastes trug. Aber das
war kein Diamantring, und ein
Diamantring war doch in den Augen
der feinsten Mädchenwelt der
Inbegriff der bräutlichen Glückselig-
keit. Und da der junge Mann reich
war — ach, so reich! — und er mit
Leichtigkeit einen Diamantring hätte
schenken können, dies aber nicht that,
so wurde man fast irre an ihm.
„Ob er's doch nicht meinte?“ tus-
schelte man sich zu, und das Thema
wurde nicht all. Sobald Biola in all
ihrer Schönheit ihr Erscheinen zur
Straße gemacht hatte, traten die Klein-
seiter Bürger an die Fünne und
tauschten bei Wind und Wetter ihre
Meinungen über das Schicksal dieser
Tochter der Kleinfseite aus.
Biola selbst zog sich von ihren Al-
tersgenossen immer mehr zurück. Sie
las Gesichte, studierte Literatur und
am Abend konnte man sie zuweilen
recht stimmungsvoll auf dem Klavier
spielen hören.
Sie dachte auch noch mehr wie
früher, darüber nach, wie sie sich zu
kleiden habe. Und sie brachte mit ih-
ren bescheidenen Mitteln und Material-
ien Kleider und Hüte zu Stande, die
sich von den von Jahresleiden ge-
tragenen vortheilhaft unterschieden. An
ihre Vorübergehende saßen ihr nach
und hatten ihre Freude an dem schönen
Geschöpf, dem man keine Sorge an-
bringen wollte.

Und doch hatte sie eine solche.
Sie war plötzlich in ihr aufgestie-
gen, als sie eines Abends über die ange-
nehmen Stunden des Sommer's nach-
gedacht hatte. Wie, wenn er nicht
wiederkäme?
Er hatte öfters mit ihr über seine
nächstjährigen Projekte gesprochen und
auch mit ihr verabredet, diesen oder
jenen Ort nochmals zu besuchen, einen
anderen neuen, von dem sie gehört,
aufzusuchen. Er hatte es also sicher
vorgedacht, wieder zu kommen, es
konnte aber doch immerhin etwas Un-
gewöhnliches treten — ein Wunsch der
Eltern, eine jener Blendenshönen und
geistreichen Jantel-Damen, eine Reise
nach England oder nach Paris, eine
lange Studienzeit in Europa und
tausendertelei andere Sachen, die in sei-
nem Bereiche standen, und die Biola
der Kleinfseite würde dann bald ver-
gessen sein.

Aber nein, er hatte sie und sie ihn
gern, obwohl sie es sich nicht in so
vielen Worten gestanden hatten. Nur
Wilde hatten dies verrathen, ein Hän-
gedrud, ein Gerächeln. Und warum
sollte er jeden Sommer jeden Som-
mer? es waren ihrer nur zwei, aber
es schienen Biola mehr gewesen zu
sein, je öfter sie sich zurück dachte in die
schöne Zeit, weit mehr als tausend
Reisen nach dem Westen kommen,
wenn ihm nicht ganz besonders viel
an ihrer Gesellschaft gelegen gewesen
wäre?

Es war ihr manchmal, als sei die
Kleinfseite ihr zu eng und als mühte
sie darüber hinauszuweichen, durch die
Schranken brechen, die sie von der
reineren Welt trennten. Und oft, wenn
sie in der größten Arbeit stift, kam ihr
eine Angst und sie dachte: „Wie, wenn
er jetzt plötzlich erkrankte und sie hier
so antätsel! Er, der viele Damen des
Ostens kannte, die solche Arbeit nie zu
thun hatten, die sich nie dazu hergeben
würden, die gar nicht wußten, daß
solche Handleitungen von Anderen
als von Dienstboten ausgeführt wer-
ten konnten!“
Und dennoch, wie gern würde sie
ihm zeigen, daß sie gern bereit wäre,
alle diese Arbeit für ihn zu thun, schön-
er und besser, als wie irgend jemand
andere sie für ihn thun würde. Und
gleichsam, um dies schon jetzt zu beweisen,
gab sie sich mit erneuertem Eifer
ihrer Arbeit hin.

Nach ihren Haiarbeiten stellte sie
sich gern an ihr Fenster, das sich im
Dachgiebel befand. Von da aus konnte
sie auf die Straße hinausschauen und von
hier aus konnte sie am Abend auch den
Sonnenuntergang beobachten. Ihre
Altersgenossinnen trafen sich gewöhn-
lich an den Rängen oder vor den
Häusern auf der Straße, um sich zu
unterhalten. Biola fand keinen Ge-
sallen mehr daran.
„Ich sehe nicht ein, weshalb Du
Dich täglich auf einen Gang vorbereit-
est und doch nie zum Ausgehen
kommst“, sagte ihr hin und wieder die
Mutter, die mehr über die Zukunft
der Tochter nachdachte, als sie sich ein-
gesehen mochte.
Biola wußte diese ihre Gewohnheit
vielleicht selbst nicht zu erklären. Sie
hatte aber ein Verlangen, allein zu
sein und ihren Gedanken nachzuhän-
gen. Diese Gedanken pachten nicht so
recht in ihre unmittelbare Umgebung
und es zog sie hinaus, näher zu den
Sternen und zu den goldenen Höhen
der untergehenden Sonne, dem Trau-
nland aller Liebenden, aller Sehnsüch-
tigen....
Ohne irgend welche Veränderung
kam der dritte Sommer in's Land. In
Biola's Garten grünte es und am
Saune entlang blühten die Rosen, die
Sweet Peas und die Geranien. Bienen
und Schmetterlinge machten Besuche
hier und unsummten und umgafelten
das schöne Mädchen, als sei es ihre
Königin.
Es schien jedoch keinen Zweck zu
haben, den Garten zu pflegen, in diesen
Sommer saßen kein Gast im Nachbar-
hause aus dem Osten einzutreten.
Biola hätte gerne nachgefragt und
wenn sie Nachts stundenlang schlaflos
auf ihrem Lager ruhte oder die Stun-
den am Giebelhause abwartete und
die dumpfen Schläge der fernern Kath-
hausglocke zählte, nahm sie sich vor,
am nächsten Tage sich Gewißheit zu
verschaffen.
Sie wußte, daß der junge Herr
die Universität Yale absolviert haben
mühte. Er hatte ihr mitgeteilt, daß
sein Vater ihn darnach nach Europa
schicken wolle, damit er durch viele
Reisen mehr von der Welt lernen
möchte, ehe er in sein Geschäft ein-
trete. Dies wollte der Sohn hintertrieben.
Er zögerte es vor, hatte er ihr anver-
traut, sofort seine Stelle im Geschäft
einzunehmen und vor allen Dingen
nochmals nach dem Westen zu kommen,
ehe er sich niederläßt.
Und wenn sie ihn recht kannte, so
würde er sicherlich wissen, wie er sein
Ziel erreichen könne, wenn dieses Ziel
wirklich dann noch die nötige An-
ziehungskraft für ihn habe.
Die nötige Anziehungskraft?
Sie eilte in ihrer Aufregung auf
ihren kleinen Spiegel zu, rief ihn von
dem Nagel und versuchte, ihre ganze
Gestalt darin zu sehen. Sie fand wohl
hier und da etwas auszufehen; sie zögerte
etwas mit sich zu Gerichte; doch mühte
sie sich eingestehen, daß keine große Ver-
änderung mit ihr vorgegangen sein
konnte, seitdem jener Sommergast sie
zuletzt gesehen.
Trotz alledem aber konnte sie sich
nicht dazu bringen, Erkundigungen
über ihn bei den Nachbarn einzubohlen.
So oft sie sich auch vorgenommen hatte,
bei der nächsten Gelegenheit sich Ge-
wißheit zu verschaffen, im entscheidenden
Momente hielt sie immer eine in-
nere Stimme davon ab — war es
Stolz, war es mädchenhafte Scheu,
war es Furcht vor einer ihr Trau-
nland gerühmten Nachricht? Sie
konnte es sich selbst nicht sagen.

Je weiter der Sommer vorwärts
eilte, desto träumerischer, einsilbiger
wurde Biola. In ihrer Arbeit ließ sie
sich nichts zu Schanden kommen, nur
beeilte sie sich täglich mehr damit.
Sie stand in aller Frühe auf, damit
sie sich bald zurückziehen könne. Hätte
sie einen jugendlichen raschen Schritt,
so sprach sie sichtbar zusammen und
ihre Wangen rötheten sich.
Aber der Sommer schien zu ver-
gehen, wie die Rosen, wie die Sweet
Peas, ohne ihr das zu bringen, worauf
sie sich heimlich gefaßt gemacht, wor-
über sie sich ein ganzes Jahr lang ge-
freut hatte.
Die Hoffnung kam ihr jedoch immer
wieder, wenn sie an ihrem Fenster
stand und ihren Blick in die Ferne
schweifen ließ. Jagen die Wolken nach
Osten, so jähde sie ihnen Grüße mit,
und kamen sie aus jener Richtung,
suchte sie darin Grüße für sich zu sehen.
Ob er stante sie sich dabei, wie sie mit
lachendem Angesicht hinausschaute, als
würden ihr von oben her, aus Silber-
nem Gewölz, leichtbewegte Geister
mit neckischem Getöse Grüße und
Küsse zu.

In solcher Stimmung nahm sie gar
oft ein kleines Mädchen zu Hand. Es
waren Christina Rosselli's Gedichte. Bei
einem Ausfluge kam ihr das Buch im
vorigen Sommer zu Gesicht, als es ihr
Begleiter aus der Tasche zog.
Er empfahl ihr, dasselbe zu lesen.
Seitdem hatte sie es in ihrem Zimmer.
Sein Namenszug stand auf dem ersten
Blatt — sein ganzer Namenszug!
Der Inhalt des Büchleins war ihr
bald bekannt und beim Lichte des
schwebenden Tages verfluchte sie eins
der schönen Gedichte nach dem ande-
ren in's Gedächtniß einzuprägen.
Damit war sie wieder einmal be-
schäftigt. Der Sonnenuntergang war
schon gewesen; noch hingen am westli-
chen Himmelsbogen zitternde Licht-
strahlen. Mit dem Büchlein in den
Fingern schaute Biola hinüber. Sie
hatte die Welt vergessen und war in's
Traumland gerathen, von dem es für
sie nur ein schweres Trennen gab.
Auf dem Kies der Straße knirschten
die Räder einer Kutsche. Der Gedan-
kengang der Träumerin wurde dadurch
unterbrochen, sie sah hinab, um dem
Störenfried einen Blick zuzuwenden.
Das Dach der Kutsche war zurück-
geschlagen und in derselben saß ein
junger, eleganter Herr im Reifenzug

und eine jüngere und eleganter Dame
saß neben ihm, freundlich um sich
schauend.
Biola redte den Kopf und freute sich
an dem schönen Bilde.
„So werde ich auch einmal!“
Sie dachte den Satz nicht zu Ende,
denn schneller als sie reden konnte,
hatte sie das Ende ihres schönen, lan-
gen Liebestraumes erreicht.
Das Büchlein ihrer Fingern und
sie sank zusammen, wie eine im Flüge
von der Kugel des Jägers getroffene
Taube. Mit den Knien schlug sie ge-
gen das niedere Fensterbrett. Die
Hände hingen schlaff und griffen nach
seinem Hals. So stürzte Biola hinunter
auf das harte Steinpflaster....
Wir trugen sie durch die sich im Au-
gefangenen Menschenmassen in's
Haus der Eltern und legten sie sanft
auf's Bett nieder.
Noch einmal schlug sie die Augen
auf.
Ein verschwommener Blick, dann
ein seltsames Aufleuchten der Augenlider
— das war ihr letztes Lebenszeichen.
Da Niemand das kleine Büchlein
entgegennahm, das draußen aufgedun-
nen und nun in's Zimmer gereicht
wurde, bekam ich es in die Finger.
Weshalb ich's aufschlug, weiß ich nicht.
Es war sicherlich nicht der Ort, die
Dichtung zu lesen. Und doch, als ich an-
fing, konnte ich nicht abbrechen. Ich
las für mich:
„When I am dead, my dearest,
Sing no sad songs for me;
Plant thou no roses at my head,
Nor shady cypress-tree.
Be the green grass above me,
With showers and dew-drops wet;
And if thou wilt, remember,
And if thou wilt, forget.“
I shall not see the shadows,
I shall not feel the rain,
I shall not hear the nightingale
Sing on, as if in pain;
And dreaming through the twilight
That doth not rise or set,
Happily I may remember,
And happily may forget.“

Noch einen Blick wollte ich auf die
Gruppe am Sterbepflege werfen und
dann hinaussehen. In der Erregung
hatte ich dorthin nicht bemerkt, daß ein
junger, stattlicher Mann und eine
junge Dame dort standen.
Ob das letzte Aufleuchten der
schönen Schläferin etwas mit diesem
jungen Manne zu thun hatte?
Jetzt, zum ersten Male, hörte ich
seine weiche Stimme:
„Sieh, Schwester Köschen“, sagte
er laun hörbar, „dies ist mein Erzäh-
ler, vor dem ich Dir so viel erzählt
und das Du nun selbst sehen wolltest!
Sich! ein Lieb lebt nirgends mehr für
mich!“
Er war gekommen, sie als seine
Braut zu sichern, und seine Schwester
hatte es sich nicht nehmen lassen, ihn
nach dem fernern Westen zu begleiten,
um die Geliebte des Bruders als
Schwester zu begrüßen.
Es war der junge Herr aus dem
Osten, der Sommergast!
Er glaubt, Biola sei im Fenster
über dem Bette eingeschlafen und her-
abgestürzt.
Nur Wenige ahnen ihren letzten Le-
bensabschnitt.
Im Tode sah sie aus, als habe sich
der Himmel ihr erschlossen.

Mut erklüht.
Wie kommt es nur, o faget an,
Daß ich nicht jart mich sehen kann
An meinem kindchen wunderbold,
An seiner blonden Locken Wold,
Den Augen wie der Himmel blau,
Und leuchtend klar wie Wäntebau,
Am ganzen Antlip lieblich rein,
So lachend hell wie Sonnenchein!
Ob's frohlich jauchzt, sich an mich
schmiegt,
Ob's wie ein Engel schlummernd liegt,
Ob's kann nicht jart mich schauen!

Wie kommt es nur, o faget an,
Daß ich nicht jart mich hören kann,
Wenn um mich her mein Kindlein jingt,
Auf seine Weise tanzt und jpringt;
Der kleinen Weise leichter Schritt
Font wie Musik im Herzen mit,
Wenn's Plauder's Wäntchen nimmer
schwiegt
Und hundert Dinge fragt und zeigt,
Wenn's nach der Mutter laut verlangt
Und jartlich bittet oder dankt,
Ach kann nicht jart mich lauschen!

Wie kommt es nur, o faget nicht,
Daß eine Mutter solches spricht!
Frage jede, die ihr Mündlein liebt,
Ob sie nicht gleiche Antwort giebt;
Daß nicht genug sie's schauen an,
Wenn nicht hören, können tan,
Jühwahr, in reiner Seligkeit
Schwilt ihr das Herz so warm und weit.
Sie tanzt mit keiner Königin,
Nichts scheint ihr höherer Gewinn,
Als ihres Kindes Wäntlein!

Die Baumwollfabrikanten von Rhode
Island folgten dem Beispiel, das die
Fabrikanten von Massachusetts und
Connecticut gegeben, indem sie die
Ebene ihrer Arbeiter um 10 Prozent
erhöhten. In einer Fabrik in Providence
erzweute sich 3000 Angestellte die-
ses Weihnachtsgeschenkes und im gan-
zen Pantonet-Thale wird die zugefagte
Vermehrung den Arbeitern eine
Mehrernahme von etwa \$16,000 per
Monat bringen.
Die Frau begreift am besten da, wo
die Begriffe aufhören.

Die Heberwinterung des Fahrtrabs
ist von nicht zu unterschätzender Be-
deutung und kann unter Umständen dem
immerhin werthvollen Rade mehr
Schaden zufügen, wie die stärkste Stra-
pazierung während der besseren Jah-
reszeit. Die meisten Radler begehen
den Fehler, daß sie bei Beginn der
„tothen Zeit“ das Rad einfach in dem
Zustand, wie sie es im Sommer be-
nutzten, in die Erde stellen und im
Frühjahr wieder vornehmen. Bemer-
ken sie dann mit Schrecken die schädli-
chen Wirkungen des Frostes, des Staub-
bes und Rostes, so heißt es oft: Ich
bin mit meinem Rad hereingefallen;
die Vernichtung laucht nicht; b'e Reif-
en sind schund — während thatsäch-
lich nicht den Fabrikanten oder Hän-
dler, sondern den Radler die Schuld an
der vorzeitigen Werthminderung des
Velos trifft.
Man kann nun auf zwei Arten das
Rad zweckmäßig überwintern, entwe-
der indem man es auch im Winter be-
nutzt, oder indem man es während
deselben zur Ruhe bestimmt. Das
einfachere Verfahren ist dem letztgenann-
ten in mancher Hinsicht vorzuziehen,
namentlich in schneearmen Gegenden.
Beim benutzten Rad können nämlich
die Pneumatiks nicht so rasch brüchig
werden, wie beim ruhenden, denn ge-
rade das durch häufiges Radeln her-
vorgebrufene, fortwährende Walten des
Laufmantels erhält denselben ge-
schmeidig und verhinbert i's Entfer-
nen der gefährlichen kleinen Querspiz-
fen. Ferner wird der Radler, der sein Rad
stetig benützt, es wie im Sommer, so
im Winter schon aus Gestehtgrün-
den alswohlgethut vom anhaftenden
Straßenschmutze gründlich befreien
und hierdurch vor dem zerstörenden
Roste bewahren. Gerade dort, wo
Staub und Schlammprister am Me-
talle haften, schlägt sich die Luftfeuch-
tigkeit mit Verleibe nieder und übt i-
ren oxydirenden Einfluß aus.
Auf was hat nun der Radfahrer zu
achten, wenn er sein Fahrrad im Win-
ter unbenützt stehen lassen will? Vor
allem darf er es nicht „stehen lassen“,
sondern er soll es entweder aufhängen
oder auf ein eigens dazu gefertigtes
Fahradgestell legen oder auf Sattel
und Lenkstange — auf den Kopf —
stellen, kurz, die beiden Laufräder sol-
len den Boden nicht berühren. War-
um? Weil der Luftreifen unwohlgethut
seine Haltbarkeit und Elasticität ein-
büßt, wenn er wochen- und monate-
lang einseitig belastet wird. Aber mit
dem Schwedenlassen der Reifen ist
nicht alles gethan. Der fremdliche,
meistens ungelante Feind des Raut-
schulfs ist dauernde Einwirkung großer
Kälte. Deshalb ist es rätlich, das
Velos in einem frostfreien Raume auf-
zubewahren.
Daß der Aufbewahrungsort staub-
frei und trocken sein soll, ist bei
den drohenden Verrostungsgefahr nur na-
türlich, und es wäre ein großer Zer-
thum, anzunehmen, die vernickelten
Theile bedürften keines Schutzes gegen
Rost. Rost rottet tiefmehr verbältnis-
mäßig weit leichter, wie man ge-
meinlich anzunehmen geneigt ist.
Deshalb fette man alle blanten Fahr-
radtheile bei Beginn des Winters nach
vorheriger Säuberung mit Baseline
ein und verberge vor allem nicht, die
sämmlichen Kugellager tüchtig zu
schmieren. Bedor man das letztere
thut, empfindet es sich, die Lager, sei
es im aufgeschraubten Zustande, sei es
durch Ausschlagen mit Petroleum oder
Benzin, auf zu reinigen, worauf man
sie mit Baseline oder Paraffinöl ein-
fettet. Unterläßt man die vorherige
Reinigung, so daß der während des
mehrmonatigen Radelns in die Lager
gedrungenen feinstvertheilte Staub zu
einer lästigen Kruste zusammen, welche
den leichten Lauf des Rades hemmt
und nicht ganz leicht zu entfernen ist.
Die verordnete man vor der Heberwin-
terung tierisches oder pflanzliches Del
oder Fett zum schmieren, denn selbst
das beste dieser Präparate verharzt
mit der Zeit und greift die Lager an.
Dagegen verharzt das säurenfreie
Baselin-Paraffinöl nicht.
Durch Abhaltung der Feuchtigkeit
kann man nun zwar die Eisentheile
unseres Fahrzeuges in gutem Zustande,
erathen dabei aber in das Dilemma,
daß allzu große Trockenheit wiederum
den Rautschuttreifen schadet. Deshalb
wird allgemein anempfohlen, die über-
winternden Luftreifen von Zeit zu
Zeit mittelst eines in Wasser getauch-
ten Schwammes leicht zu benetzen,
namentlich falls das Rad in einem ge-
heigten Raume hänt. Dem Wasser
kann man etwas Soda zusetzen.
Schließlich noch die Antwort auf
eine häufig gestellte Frage: Sollen die
Reifen während des Winters starr
aufgepumpt oder schlaff gehalten wer-
den? Wie überall, so empfiehlt sich auch
hier die goldene Mittelstraße, nämlich
ein mäßiges Aufpumpen, sobald der
Reifen einem schwachen Fingerdruck
noch mit Leichtigkeit nachgibt. Auf
diese Weise erhält man am besten die
Elasticität des Reifens.
Wer die obigen einfachen Regeln be-
achtet, wird sich manchen Aerger und
manche unnützen Ausgaben ersparen.
Der Vollständigkeit halber möchten
wir noch erwähnen, daß auch Mäuse
und ähnliche Naget dem Fahrrad
durch ihre Vorliebe für die Gummirei-
fen gefährlich werden können und es
sich schon aus diesem Grunde em-
pfehlt, das Fahrrad nicht auf den
Fahrboden zu stellen, sondern die Lau-
fräder durch die genannten Vorrichtung-
en in einiger Entfernung von dem
Boden zu halten.

Wortagen waren 100 Jahre zuvor in's